Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung“.

Nr. 42. Posen, den 21. Oktober. 1883.

# Aus dem Leben eines russischen Kreisarztes.

Von Iwan Turgenjew.



Auf der Rückreise von einem größeren Ausfluge, im Herbst des Jahres 18 . ., erkältete ich mich und wurde so krank, daß ich die Reise nicht fortsetzen konnte. Zum Glück packte mich das Fieber in der Kreisstadt, im Gasthause; ich schickte nach einem Arzt. Nach einer halben Stunde erschien der Kreisarzt, ein kleiner, magerer, schwarzköpfiger Mann. Er verschrieb mir das übliche schweißtreibende Mittel, verordnete ein Senfpflaster, ließ einen Fünfrubelschein sehr geschickt in seinen Aermelaufschlag verschwinden, wobei er trocken hüstelte und seitwärts blickte, — und hatte sich schon zum Fortgehen bereit gemacht, als er in's Plaudern kam — — und blieb. Eine fieberhafte Hitze quälte mich; ich sah einer schlaflosen Nacht entgegen und war froh, mich mit einem gemüthlichen Menschen unterhalten zu können. Der Thee wurde servirt; der Doktor ließ sich in eine Unterhaltung ein; er drückte sich etwas schroff, aber interessant aus.

Es geschehen wurderbare Dinge in der Welt. So lebt man jahrelang mit einem Menschen zusammen, steht im freundschaftlichen Verhältnisse zu ihm, und spricht sich doch nie offen aus, wie's einem um's Herz ist; mit einem Andern hat man kaum Bekanntschaft gemacht, und siehe da, entweder wird er dir oder du wirst ihm allerhand Geheimnisse anvertraut haben, wie in einer Beichte. Ich weiß nicht, womit ich das Vertrauen meines neuen Freundes gewonnen hatte — kurz und gut, es hatte ihn, wie man zu sagen pflegt, für mich plötzlich gepackt, und er erzählte mir eine interessante Geschichte aus seinem Leben. Diese Geschichte erzähle ich hier und werde mich bemühen, die Redeweise des Doktors wiederzugeben.

„Sie belieben nicht,“ fing er mit geschwächter, zitternder Stimme — eine Wirkung des unverfälschten Beresowski (eines starken Schnupftabaks) seine Erzählung an — „Sie belieben nicht, den hiesigen Richter Mylow Paul Lukisch zu kennen? Na, das ist ja auch gleichgiltig . . .“

Er hüstelte und wischte sich die Augen.

„Es war, belieben Sie zu wissen, — wie soll ich Ihnen sagen, ohne zu lügen, — zur Zeit der großen Fasten, bei Beginn des großen Thauwetters. Ich sitze bei ihm, bei unserem Richter, und spiele Préférence. Unser Richter ist ein guter Mensch und großer Liebhaber der Préférence. Plötzlich wird mir gesagt: Der Diener ist da und wünscht Sie zu sprechen. Ich frage: Was will er? Man sagt, er habe einen Zettel gebracht, wahrscheinlich von einem Kranken. Her mit dem Zettel, sage ich. So war es auch, von einem Kranken. Nun gut, das ist unser Brod, — und die Sache war folgende: Es schreibt mir eine Gutsbesitzers-Wittwe, sie sagt: Kommen Sie um Gottes willen — sagt sie — meine Tochter liegt im Sterben, und die Pferde — sagt sie — habe ich nach Ihnen geschickt, um Sie gleich abzuholen. Nun, das wäre noch nicht schlimm. Nun wohnt sie aber zwanzig Werst von der Stadt, und draußen ist finstere Nacht, und die Wege in einer Verfassung — pfui! Und selber ist sie ganz arm, mehr wie zwei Rubel sind nicht zu erwarten, und die sind noch zweifelhaft, man wird sich wohl mit Hausleinwand oder Graupe begnügen müssen. Doch die Pflicht geht vor, verstehen Sie, es liegt ein Mensch im Sterben. Ich übergebe also die Karte dem unvermeidlichen Kaliopin, und begebe mich nach Hause; ich sehe vor der Hausthüre eine kleine Telega stehen; Bauernpferde mit dicken, sehr dicken Bäuchen, das Haar auf ihnen der reine Filz, und der Kutscher sitzt aus Hochachtung ohne Mütze auf dem Bock. Nun, denke ich, deine Herrschaft fährt auch nicht auf Gold! Sie belieben zu lachen, und ich sage Ihnen, es ist unser Bruder, ein armer Mensch, — man muß Alles berücksichtigen; wenn der Kutscher wie ein Fürst dasitzt, die Mütze nicht abnimmt, ja sogar in den Bart lacht und gar mit der Peitsche schwenkt — da kann man auf gute Bezahlung rechnen. Jedoch, hier riecht die Sache anders. Aber, denke ich, hier ist nichts zu machen, vor Allem die Pflicht. Ich ergreife die nothwendigsten Medikamente und fahre ab. —

Glauben Sie mir, ich kam kaum bis hin. Der Weg war höllenartig, Bäche, Schnee, Koth und dort plötzlich ein durchbrochener Damm, ein Jammer! Trotzdem kam ich endlich an. Ein kleines Häuschen, mit Stroh gedeckt; die Fenster sind erleuchtet, ich werde also erwartet. Es kommt mir eine alte würdige Frau, mit einer Haube auf dem Kopfe, entgegen:

„Retten Sie,“ sagt sie, „sie stirbt!“

„Belieben Sie, sich nicht zu beunruhigen,“ sage ich, „wo ist die Kranke?“

„Hier, bitte einzutreten.“

Ich trete ein. Das Stübchen ist reinlich; in der Ecke das Lämpchen vor dem Heiligenbilde. Auf dem Bette liegt ein junges Mädchen von etwa zwanzig Jahren bewußtlos; die Hitze sprüht ordentlich von ihr aus; sie athmet schwer, sie hat Fieber. Hier befinden sich noch zwei andere Mädchen, die Schwestern, in Angst und Thränen.

„Gestern,“ sagten sie, „war sie noch ganz gesund und aß mit Appetit; heute früh klagte sie über Kopfweh, und gegen Abend war sie bereits in diesem Zustande hier.“

„Belieben sich nicht zu ängstigen,“ sagte ich wiederum, — „Doktorenpflicht — wie Sie wissen — und trete näher an die Kranke heran. Ich ließ ihr zur Ader, verordnete ein Senfpflaster und verschrieb eine Mixtur. Unterdessen sehe ich auf sie, ich sehe und sehe, wissen Sie, bei Gott, ich hatte noch nie ein solches Gesicht gesehen, mit einem Wort . . . eine Schönheit!

Heftiges Mitleid erfaßte mich.

Das Gesicht ist so anmuthig, die Augen . . . Gott sei Dank, sie beruhigt sich; der Schweiß tritt hervor; sie kommt zu sich; sie sieht sich um, lächelt, fährt mit der Hand über's Gesicht . . .

Die Schwestern haben sich über sie gebeugt und fragen: Was ist Dir?

„Nichts,“ sagt sie und dreht sich um; ich sehe nach: sie ist eingeschlafen. — Jetzt, dachte ich, muß der Kranken Ruhe gelassen werden.

Darauf verließen wir Alle auf den Fußspitzen das Zimmer; das Stubenmädchen allein blieb für alle Fälle zurück.

Im Wohnzimmer steht schon der Samowar auf dem Tisch, und auch der Jamaica steht da; in unserm Geschäft geht es nicht ohne diesen. Der Thee wird mir gereicht; man bittet, die Nacht zu bleiben; ich bin einverstanden, — wie könnte ich auch jetzt fortfahren!

Die Alte stöhnt immerfort.

Was ist Ihnen? frage ich, sie wird am Leben bleiben;

beunruhigen Sie sich nur nicht und gehen Sie selber zur Ruhe, es geht auf 2 Uhr.

„Sie werden mich doch wecken lassen, wenn etwas passiren sollte?"

Ja, ja, ich werde.

Die Alte ging fort und auch die beiden Mädchen begaben sich auf ihr Zimmer; mir wurde ein Bett in der Wohnstube zurecht gemacht. Ich legte mich nieder, doch konnte ich nicht einschlafen. Welch' wunderbares Gesichtchen! Womit quäle ich mich denn? Meine Kranke will mir nicht aus dem Sinn. Zuletzt hielt ich es nicht mehr aus; ich stand auf. Ich denke, du wirst einmal sehen, wie es der Patientin geht. Ihr Schlafgemach lag neben der Wohnstube.

Kurz und gut, ich stehe auf, öffne leise die Thüre, und . . . das Herz fängt mir an heftig zu schlagen. Ich sehe mich um, das Dienstmädchen schläft, hat den Mund aufgerissen und schnarcht sogar, die Bestie! Die Kranke liegt mit mir zugewandtem Gesicht und hat die Hände ausgestreckt, die Aermste! Ich trete an das Bett heran; plötzlich öffnet sie die Augen und richtet sie auf mich.

„Wer ist da, wer ist da?"

Ich wurde verlegen.

Erschrecken Sie nicht, mein Fräulein, sage ich, ich bin der Doktor und komme, um zu sehen, wie Sie sich fühlen.

„Sie sind der Doktor?"

Ja wohl, der Doktor. Ihre Mutter hat mich aus der Stadt holen lassen; wir haben Ihnen zur Ader gelassen, mein Fräulein; jetzt belieben Sie nur zu ruhen, und wenn Gott will, so stellen wir Sie in zwei Tage auf die Beine.

„Ach ja, Doktor, lassen Sie mich nicht sterben, bitte, bitte."

Was ist Ihnen? Gott behüte Sie! Das Fieber ist wieder da, denke ich für mich; ich fühle den Puls, richtig, das Fieber hat sich wieder heftig eingestellt.

Sie sieht mich an und ergreift plötzlich meine Hand:

„Ich werde Ihnen sagen, warum ich nicht sterben will, ich werde es Ihnen sagen, — wir sind jetzt allein; aber bitte, sagen Sie Niemandem . . . hören Sie?"

Ich beuge mich nieder; sie nähert ihre Lippen meinem Ohr, ihr Haar berührt meine Wangen, — ich gestehe, es wurde mir schwindelig, — und sie fängt an zu flüstern . . . . ich verstehe Nichts. Ach, und was mag sie Alles flüstern, und so rasch, nur kein Wort auf Russisch. Endlich ist sie fertig, legt sich wieder zurück, läßt den Kopf auf das Kissen fallen und droht mir mit dem Finger:

„Hören Sie, Doktor, . . . Keinem!"

Ich beruhigte sie so gut ich konnte, weckte das Dienstmädchen und verließ das Zimmer."

Hier nahm der Arzt wieder mit Wuth eine Prise und schwieg einen Augenblick, wie erstarrt, still. — —

„Am andern Tage jedoch," fuhr er fort, „hatte sich der Zustand der Kranken, wider meine Erwartung, nicht gebessert. Ich überlegte hin und her, und entschloß mich endlich zu bleiben, obgleich mich in der Stadt andere Patienten erwarteten. Sie wissen, so etwas darf man nicht vernachlässigen, die Praxis leidet darunter. Aber, erstens, befand sich die Kranke in einem wirklich verzweifelten Zustande, und zweitens fühlte ich mich, offen gestanden, außerordentlich zu ihr hingezogen. Außerdem gefiel mir auch die ganze Familie. Die Leute waren, wenn auch nicht reich, so doch sehr gebildet, ja sogar gut gebildet . . . Der Vater war ein Gelehrter, ein Schriftsteller; er starb natürlich in Armuth, hatte seinen Kindern aber eine vorzügliche Erziehung ertheilt; er hatte auch viele Bücher hinterlassen. Ich weiß nicht, ob es daher kam, daß ich mich sehr viel um die Kranke kümmerte, oder aus einer andern Ursache, — ich wage es zu sagen, die Leute im Hause gewannen mich lieb, wie einen Verwandten.

Inzwischen war der Zustand der Wege ein schrecklicher geworden. Jede Verbindung hörte so zu sagen auf; selbst die Arznei konnte nur mit Mühe aus der Stadt herbeigeschafft werden . . . Die Kranke wurde nicht besser . . . Tag auf Tag . . . Nun, sehen Sie . . . ich weiß wirklich nicht, wie ich mich ausdrücken soll . . . (er nahm eine Prise, seufzte auf und trank einen Schluck Thee). — Ich werde Ihnen ohne Umschweife sagen, meine Patientin . . . wie soll ich da . . . nun . . . gewann mich lieb . . . oder nein . . . nicht gerade lieb . . . jedoch . . . wirklich, wie soll man sagen?"

Der Doktor schwieg und erröthete.

„Nein," fuhr er lebhaft fort, „wo wird sie sich in mich verliebt haben! Man muß doch seinen eigenen Werth kennen. Sie war ein gebildetes Mädchen, klug, belesen; und ich habe sogar mein Latein, man kann sagen, vollständig vergessen. Was die Figur anbetrifft — (der Doktor besah sich lächelnd) — so kann ich damit auch keinen Staat machen. Aber als Dummkopf bin ich, Gott sei Dank, auch nicht geboren; ich werde weiß nicht schwarz nennen; ich kann auch über Manches nachdenken; ich verstand z. B. ganz gut, daß Alexandra Andrejewna — so war ihr Name — keine Liebe für mich fühlte, sondern nur eine Art freundschaftlicher Zuneigung, Hochachtung, oder so etwas Aehnliches. — Vielleicht war sie sich selber in dieser Hinsicht nicht ganz klar, aber belieben Sie ihren Zustand zu bedenken. — Uebrigens," schloß der Doktor, welcher alle diese abgerissenen Sätze ohne Veränderung der Stimme und mit augenscheinlicher Verlegenheit ausgesprochen hatte, „übrigens glaube ich, daß ich in meiner Erzählung zu rasch vorgegangen bin . . . so können Sie von der Sache nichts verstehen . . . erlauben Sie, daß ich Ihnen nun Alles der Reihe nach erzähle."

(Schluß folgt.)

# Schillers Maria Stuart.

Ein gemeinverständlicher, schönwissenschaftlicher Versuch.

Von H. F.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Schließlich muß noch eines dritten Faktors der damaligen Ereignisse gedacht werden. Es giebt aber keine schmachvollere Geschichte als die des englischen Parlamentes unter Heinrich VIII. theilweise auch unter seinen drei nächsten Nachfolgern, unter Eduard, der katholischen Maria und unter Elisabeth. Nicht allein, daß die „Prärogative des Commoners" jedem tyrannischen Gelüste des Herrschers ohne alle Bedenken hingeopfert wurden, nicht genug, daß man über die höchsten Interessen des Landes schamlos hinwegsah und die oberste gesetzgebende Gewalt in die Hand des launenvollsten aller Gesetzgeber legte, nicht zufrieden, Gewalt zu üben und Raub und Mord zu entschuldigen; man stand nicht an, sich selbst als Gerichtshof zu konstituiren, in dem der Justizmord Gewohnheit wurde und die Guten wie die Schlechten unter obligater Beobachtung rechtlicher Formen dem Beile des Henkers zu überliefern. Wer im Wege war, wurde angeklagt und wer angeklagt war, wurde verurtheilt. Es sträubt sich das Gefühl, die unseligen Thatsachen weiter zu enthüllen, die Charaktere eines Cromwell, Cranmer und Gardiner in ihrer schwankenden, furchtsamen und nach jedem Winke von oben leicht sich abändernden Rathschlägen und Maßnahmen zu entwickeln, es kann genügen, die Worte zu gebrauchen, die Schiller bei ihrer Vertheidigung gegen Burleigh der Maria Stuart in den Mund legt:

„Ich sehe diesen stolzen Adel Englands,
Des Reiches majestätischen Senat,
Gleich Sklaven des Serails den Sultanslaunen
Heinrichs des Achten, meines Großohms, schmeicheln —
Ich sehe dieses edle Oberhaus;
Gleich feil mit den erkäuflichen Gemeinen,
Gesetze prägen und verrufen, Ehen
Auflösen, binden, wie der Mächtige
Gebietet, Englands Fürstentöchter heut
Enterben, mit den Bastardnamen schänden,
Und morgen sie zu Königinnen krönen;
Ich sehe diese würd'gen Peers mit schnell
Vertauschter Ueberzeugung unter vier
Regierungen den Glauben viermal ändern."

Die Reformation wurde in England unter Heinrich und Eduard durchgeführt, unter der katholischen Maria trotz der thätig auftretenden Reaktion nicht beseitigt, und unter Elisabeths thatkräftiger Mitwirkung endgiltig zum Staatsgrundgesetz erhoben. Wie die religiös-kirchliche Umwandlung des Landes in ihrem Ursprunge das Werk der Tyrannei und ungerechter Begierlichkeit eines Einzelnen war, so wurde sie in ihrem Fortgange gefördert durch die Aufhebung der reichen Klöster, wodurch Hoch und Niedrig reich zu werden hoffen durfte, wodurch ganz neue Besitzstände hervorgerufen wurden, die nun wiederum in der Folge nicht wieder rückgängig gemacht werden konnten, ohne neue und unerhörte Ungerechtigkeiten zu verüben. Man denke nur zur Vergleichung an die uns näher liegenden geschichtlichen Verhältnisse zur Zeit der Restauration. War die alte Kirche im Laufe der Zeiten reich und überreich geworden, so lieferte sie eben dadurch ihren Feinden die ersten und sichersten Mittel, sie zu bekämpfen. Das liegt in der Natur der geschichtlichen Entwicklung, und wird nicht durch gegenseitige Klagen und Anschuldigungen und Ableugnungen aufgehoben. Auf einem aus solchen Erwägungen hervorgegangenen Standpunkte befand sich Burleigh. An seinen protestantischen Fanatismus darf man weniger glauben, als an seine Staatsklugheit, die wahrscheinlich so groß war, daß sein Gewissen nicht immer vor Anwendung roher Gewalt zurückschreckte. Da es sein festes Ziel war, den neuen Rechtszustand seines Vaterlandes für alle Zeiten festzustellen, so mußte Maria Stuart fallen. Auswärtige Interventionen konnten Burleigh keine Furcht einjagen. Philipp war in seinen weiten Reichen, namentlich in den Niederlanden ausreichend beschäftigt, Frankreich durch innere Hader und häufig wechselndes Regiment mehr als geschwächt; England aber konnte zu jenen Zeit mehr noch als heute auf seine insulare Lage bauen, weil die Angriffsmittel von damals mit den unsern auch nicht den entferntesten Vergleich aushalten.

## II.

Das sind die Grundzüge der äußern und innern Geschichte Maria Stuarts, wie sie noch vor drei oder zwei Jahrzehnten in allgemeiner Giltigkeit standen. Daß Schiller sie zu seiner Zeit im Gegensatze zu der üblich gewordenen, mehr divinatorisch ahnen, als historisch begründen konnte, haben wir schon erwähnt und ihm darum das Anerkenntniß einer ungemeinen, wahrhaft genialen Begabung ausgesprochen. Unsere knapp dargelegten Grundzüge erkennt auch der neueste Forscher Harry Breßlau noch als maßgebend an. Auch ihm ist trotz seiner historischen Kunst Maria, die Verbrecherin, wenn auch Elisabeth nicht zu dem Urtheile, welches mit dem Tode durch Henkersbeil abschloß, irgend wie befugt oder berechtigt war. Breßlau meint: „Nicht erst durch die Leiden der Gefangenschaft ist Maria zu der Heuchlerin und Intrigantin geworden, als welche sie in ihren zahllosen, auf englischem Boden geschriebenen Briefen erscheint, sie hatte schon als Königin von Schottland mit schnödem Verrath an dem Mann ihr Gewissen belastet, der, was auch geschehen sein mochte, der Vater ihres Sohnes blieb. Schwer hat sie dafür in zwanzigjährigen Leiden gebüßt, aber das Leben einer schuldlosen Märtyrin war es nicht, dem das Beil des Henkers in Fotheringhay ein schreckliches Ende bereitete.“ An einer früheren Stelle aber heißt es bei demselben Verfasser: „Diese Erwägungen erklären das Vorgehen der Königin von England und ihrer Minister gegen Maria Stuart. Aber keine Rechtfertigung giebt es für dasselbe, wenn man den Maßstab des strengen Rechts, ja auch nur, wenn man den Maßstab des politischen Anstands an dasselbe legt. Weder Recht noch Anstand erlaubten Burleigh und Walsingham das Netz der Verschwörung Babington's, von dem sie jede Masche kannten, enger und enger um Marias Haupt zusammen zu ziehen, bis sie unrettbar darin verwickelt war. Weder Recht noch Anstand machten jene schnöde Farce gerichtlichen Verfahrens verzeihlich, die sich am 14. und 15. Oktober 1586 zu Fotheringhay abspielte, bei dem man der Angeklagten nicht einmal die Wahl eines Vertheidigers gestattete, bei dem man es gegen die ausdrückliche Bestimmung eines von Elisabeth selbst erlassenen Gesetzes ablehnte, die Zeugen ihrer Schuld mit ihr zu konfrontiren, bei dem man endlich die schriftlichen Beweise derselben nicht in den Originalen, sondern nur in zweifelhaften Abschriften producirte. Und wie will man gar mit Recht oder Anstand jenen nicht mehr anzuzweifelnden Brief vom 1. Februar 1587 vereinbaren, in welchem die Staatssekretäre Walsingham und Davison in Elisabeths Auftrage Mariens Kerkermeister, den strengen aber ehrlichen Sir Amyas Paulet, eines Mangels an Eifer für den Dienst seiner Herrin beschuldigten, weil er es nicht verstanden habe, einen Weg ausfindig zu machen, um das Leben der Schottenkönigin im Interesse der Religion und des öffentlichen Wohles — also der Politik — zu verkürzen.

Verfuhr die englische Regierung so, wer möchte dann Maria deshalb verdammen, weil sie, die ohne einen Schatten von Recht 18 Jahre lang in einer strengen Gefangenschaft gehalten wurde, die sich gleichsam als im Kriegszustande mit Elisabeth befindlich betrachten durfte, von jedem Mittel Gebrauch machte, um ihre Freiheit wieder zu erlangen? Der Tod der Schottenkönigin mag eine harte politische Nothwendigkeit gewesen sein, man mag Elisabeth, die ihn befahl, beklagen, vielleicht entschuldigen. Allein die Sympathie der nachfolgenden Geschlechter gebührt dem Opfer und nicht der Henkerin.“

Es wird nun Zeit in die Untersuchungen Breßlau's näher einzudringen. Sie beruhen auf dem Grunde nachfolgender festgestellter Thatsachen. Nach dem Tode Franz II., ihres königlichen Gemahls, verließ Maria Stuart Frankreich und den üppigen Hof der Medizäerin, um in ihrem Erbreiche Schottland, dessen Ruhe und Sicherheit durch die Wühlereien der sich gegenseitig bekämpfenden Adelsparteien gefährdet war, Ordnung und königliches Regiment zu handhaben und nahm zugleich auf Drängen der Guisen noch den Königstitel von England an, wo die protestantische Elisabeth den Thron bestiegen, um die Hochkirche zu festigen und das Land vor einer zweiten katholischen Reaktion zu bewahren. War somit die schottische Maria Erbin dreier Königreiche, so hatte sie auch drei Feinde, ihre eigene schwachherzige Leichtlebigkeit, welche sie in die Arme Darnley's führte, eines ehrgeizigen, ausschweifenden, feigen und schlecht erzogenen jungen Mannes, des Sohnes vom Grafen Lennox, dem Haupte der katholischen Adelspartei, dann ihren Halbbruder, den Grafen Murray, welcher mit denen von Argyle, Arran und Rothe den protestantischen Adel führte und im Anfange der Regierung Marias sich unterwürfig und willfährig zeigte, nach ihrer Verheirathung aber den Mantel frommer Denkungsart abwarf und sich als Schurke und Fälscher erster Art entpuppte und endlich Englands junge Königin Elisabeth, welche vielleicht ihrer Nebenbuhlerin mehr ihre körperlichen Reize neidete, denn ihre Herrschergelüste für England fürchtete.

Am 29. Juli 1565 heirathete Maria den Lord Darnley — so schreiben wir mit Breßlau und nicht Darley, wie Bekker will — am 9. März überfiel dieser die Königin in ihren Gemächern und ließ ihren Geheimschreiber David Riccio, mit dem dieselbe in keiner unerlaubten Verbindung gestanden, wie allseitig anerkannt ist, der aber wahrscheinlich ein Abgesandter der Guisen war, und Maria mehr als nöthig fanatisirte, meuchlings ermorden; am 26. Juli desselben Jahres wurde der spätere Jacob I. getauft. Der Vater war bei der Taufe nicht anwesend, derselbe verließ sogar am 24. Dezember den königlichen Hof. Er erkrankte im Januar 1567 in Glasgow an den Pocken; am 23. besuchte Maria den Kranken und versöhnte sich mit ihm. Darnley entschloß sich, mit Maria nach Edinburg zu gehen, wo sie ihm bessere Pflege versprach. Am 27. Januar brach man dahin auf, am 30. traf man ein. Darnley nahm Quartier in einer der südlichen Vorstädte, in einem Hause, das the Kirk of field genannt wurde und dem Probste der Marienkirche, Robert Balfour, gehörte, einem Bruder eines der gegen Darnley verschworenen Grafen. Während der nächsten Tage war Maria oft am Krankenbette ihres Gatten, begab sich aber am 9. Februar nach Holyrood, um der Hochzeit eines ihrer Hofbeamten beizuwohnen, und in der folgenden Nacht wurde ihr Gatte durch Verschworene, an deren Spitze Bothwell stand, erdrosselt. Am 12. April wurde letzterer des Mordes angeklagt, aber von dem eingesetzten Gerichtshof freigesprochen, entführte er sodann die Königin am 24., hielt sie gefangen, bis sie eine Vermählung mit dem Entführer zuließ. Die Vermählung fand am 15. Mai 1567 zu Holyrood statt; nach einem Monate entstand eine neue Adelsverschwörung, Bothwell entfloh, Maria wurde gefangen gesetzt.

Alle diese Thatsachen sind unbestritten; aus ihnen wird Marias Schuld abgeleitet und somit auch der Grund entnommen, sie zu entthronen und dem bekannten Geschicke entgegenzuführen. Ist Maria die Mörderin ihres Gemahls oder hat sie seinen Tod gutgeheißen oder fahrlässiger Weise nur gebilligt, um in einem dritten Ehebunde mit Bothwell, der überdies noch zuerst von seiner ersten Gattin geschieden werden mußte, sinnliche Lust zu befriedigen,

oder aber ist sie unschuldig und nur das Opfer streitender Parteien geworden, Parteien, die nicht so sehr der Religion halber, als vielmehr der Herrschaft und des ihr entstammenden Besitzes wegen mit einander rangen? — Das ist die Frage, die seit drei Jahrhunderten alle Welt in Athem erhält, die stets nach verschiedenen Standpunkten verschieden beantwortet und auch heute noch controvers ist. Neues Material ist nicht aufgefunden, wir kennen nur die früheren Aktenstücke und hier meint nun Bekker, über den wir weiter unten des Nähern beibringen werden, nicht mit Unrecht, die Entscheidung müsse aus der Situation abgeleitet werden, also, daß Maria nicht ohne direkte Beweismittel — und diese fehlen — schuldig befunden werden dürfe, wenn alle Vorgänge und Grundlagen der Anklage und Verurtheilung sich hinreichend aus den verschiedenen Interessen ihrer Gegner ableiten lassen. Das sind in den Augen Breßlau's aber nur historische Gepflogenheiten, und er durchforscht demnach von neuem das Aktenmaterial, prüft die sogen. Kassettenbriefe Marias noch einmal nach allen Regeln historischer Kunst und philologischer Kritik und findet Maria schuldig. Wir für unsern Theil finden sie auch nach den Untersuchungen Breßlau's nicht für schuldig. Das ist zunächst darzulegen, wobei wir den Spuren Breßlau's Schritt vor Schritt folgen wollen.

Die bis zum 15. Dezember 1567 greifenden Angaben über Briefe Marias an Bothwell, zumeist herrührend von Throgmorton — Bericht vom 15. Juli 1567 an Elisabeth — und von Fronde — aus den Archiven Salamankos — sind gar zu allgemein gehalten oder nachweislich falsch und erst an dem genannten 15. Dezember heißt es in einem Act of Council von dem durch den Regenten Murray zusammengerufenen schottischen Parlamente, „die Ursache und Veranlassung der Gefangennahme der Königin sei ihre eigene Schuld, da es sich aus verschiedenen Briefen, welche von ihrer eigenen Hand geschrieben und unterschrieben und von ihr an den Grafen Bothwell gesandt seien, zweifellos ergebe, daß sie eine wissentliche Theilnehmerin an dem Morde des Königs, ihres rechtmäßigen Gatten, gewesen.“ Die Akte ist von dem Grafen Morton, dem bekannten vielfachen Verschwörer und Fälscher unterzeichnet. Die vorgeblichen Originalbriefe, acht an der Zahl, wurden dann erst auf den Konferenzen zu Westminster unter persönlicher Kontrolle Cecil's am 7. und 8. und dann nochmals am 14. Dezember 1568 in einer Sitzung des geheimen Raths zu Hampton-Court vorgelegt. Von da an sind die Originale vollständig verschwunden. Buchanan's „Detectio Mariae 1571 und 72“ enthält lateinische und schottische Uebersetzungen. Außerdem erschienen 1572 noch in einer französischen Rückübersetzung die sieben ersten Briefe aus dem lateinischen Texte. Neuerdings sind die unter Cecils Vorsitz kollationirten Kopien der Originalbriefe aufgefunden und zwar zwei im State-Paper-Office zu London und zwei andere unter den Papieren Cecil's, welche im Besitz des Marquis von Salisbury zu Hatfield sich befinden, 1869 und 1872, und endlich ist man im Besitze von offiziellen englischen Uebersetzungen aus den Sitzungsprotokollen des 9. Dezember 1567.

Sind nun aber die Quellen der Schuldbeweise nicht eben Vertrauen erweckend, so ist es noch weniger die Geschichte der Entdeckung der Briefe. Der genannte Graf Morton will einen Diener des Grafen Bothwell, Namens George Dalgleih, gefangen genommen haben und von diesem soll eine kleine vergoldete Kassette aus dem Nachlasse des flüchtig gewordenen Bothwell hervorgezogen und überliefert sein mit Briefen Marias an ihren Geliebten. Von Morton erhielt Murray die Kassette und so wurde sie den Kommissaren Elisabeths vorgezeigt, nicht eher, als bis Graf Morton Geschichte und Inhalt der Kassette als authentisch beschworen. Morton selbst will die Kassette am 21. Juli 1567 im Beisein mehrerer Zeugen geöffnet, darin Briefe, Vermerke ꝛc. gefunden und sie darauf wieder geschlossen aufbewahrt haben. Merkwürdig und beweisend für allseitige Fälschung ist es noch, daß Dalgleih am 3. Januar 1568 zum Tode verurtheilt und am selben Tage hingerichtet wurde, ohne über den Bericht Morton's verhört und zu etwa beglaubigenden Aeußerungen über denselben veranlaßt zu sein. Man hat die Zeugen, deren Schuldigkeit nur einseitig gethan war, kunstgerecht auf die Seite gebracht, um die Wahrheit nicht entdecken zu lassen.

Breßlau legt nun in die acht Kassettenbriefe die kritische Sonde: er hält alle für echt, mit Ausnahme des sogenannten langen Glasgower, des zweiten Briefes, der aus zusammengestellten Notizen Marias und der schriftlichen Zeugen-Ausgabe von Thomas Crawford, eines Vasallen des Grafen Lennox, welche derselbe am 9. Dezember 1567 abgegeben und dann eidlich beschworen, fälschlich zusammengesetzt worden ist. Nun ist dieser Brief gerade derjenige, welcher Maria am ärgsten belastet, aber auch so noch nicht ein direktes Zeugniß für ihre Schuld abgiebt. Die Annahme der Fälschung, die philologisch-kritisch feststeht, erklärt auch Alles, was bisher als auffällig erscheinen mußte. Man begreift, weshalb von den Briefen erst einen Monat nach ihrer Auffindung die Rede ist. Vor der Fälschung von Brief 2 hatten sie in der That eine so hervorragende Bedeutung nicht, daß ihr Fund so viel Aufsehen hätte machen können. Man kann nun auch vermuthen, woher jene ungenaue und übertriebene Bedeutung von Brief 2 stammt, die Murray dem spanischen Gesandten in London gemacht hat — Dokument von Salamanka — da wohl anfangs eine umfassendere Fälschung beabsichtigt oder begonnen sein mag, als man nachher zu produziren für gut befand. Man begreift des Fernern, wie Murray selbst nur zögernd zur Vorlegung der Briefe schritt, wie er viel lieber nur schottische Uebersetzungen als französische Originale vorlegen wollte; man begreift, weshalb die letztern der Maria niemals vorgelegt sind; man begreift endlich, weshalb dieselben spurlos verschwanden, nachdem sie in Westminster ihre Schuldigkeit gethan hatten. Eines nur begreift man bei Breßlau's Vorgehen vorläufig nicht, **wie denn** eine so große und so täuschende Fälschung möglich war, daß man heute erst mit dem möglichst gelehrten Apparat zur Nachweisung derselben gelangen kann. Die Antwort auf diese Frage behalten wir uns für sehr kurze Zeit vor.

(Fortsetzung folgt.)

---

**Ein „Schlachtfeld“ bei elektrischer Beleuchtung.** Anläßlich der elektrischen Ausstellung in Wien wird die dortige „Freiwillige Rettungsgesellschaft“, zu deren Aufgaben die Unterstützung der Militär-Sanitätspflege bei der Mobilisirung und im Kriege gehört, ein eigenartiges Experiment ausführen; sie will am Sonntag, 21. d. Mts., oder bei ungünstiger Witterung am 28. Abends von 4½ bis 6 Uhr ein fingirtes Schlachtfeld unter elektrischer Beleuchtung nach Todten und Blessirten absuchen. Versuchsplatz ist der Trabrennplatz in Wien, nahe der Rotunde. Verwendet sollen zu diesem Exerzitium werden: als fingirte Blessirte 50 Mediziner, aktive Mitglieder der Wiener „Freiwilligen Rettungsgesellschaft“; als Blessirtenträger 100 freiwillige Feuerwehrmänner aus Siemering in Uniform und 15 Aerzte der Gesellschaft für das Anlegen des ersten Verbandes bei den fingirten Verwundeten. An Material sollen zur Verwendung gelangen 6 zweispännige Ambulanz-Transportwagen, 60 Feldtragbahren und verschiedene Leuchtapparate und Leuchtwagen zur Beleuchtung des vermeintlichen Schlachtfeldes. Der Demonstration liegt folgender Plan zu Grunde: Es wird vorausgesetzt, daß ein Gefecht durch die Nacht sein Ende erreicht hat, und auf dem Schlachtfelde sich nur Todte und Verwundete befinden. Die Aerzte erscheinen auf dem Gefechtsplatze und verbinden die auf demselben zerstreut umherliegenden Verwundeten, welche alsdann von den Blessirtenträgern mittelst Feldtragen und Ambulanzwagen weiter befördert werden. Mit Rücksicht auf das allgemeine Interesse hat die „Freiwillige Rettungsgesellschaft“ beschlossen, den Zutritt Jedermann frei und unentgeltlich zu gestatten, nur der rechtsseitige Theil des Trabrennplatzes wird für die Demonstrationen freigehalten und mit Netzen abgeschlossen werden.

---

**Schwäbische Witze.** Unverbesserlich. Advokat: „Stoffelbauer, Ihr habt den Prozeß gewonnen.“ Stoffelbauer: „I appelir.“ Advokat: „Seid Ihr toll?“ Stoffelbauer: „Noi, dia Herra vom Reichsg'richt sollet au' wisse, daß i Recht häb.“ — Am Brunnen. Marie: „Gehst Du heut' Nachmittag mit uns spazieren?“ Elise: „Noi, mei' Feldwebel hat heute Dienscht.“ Marie: „Wozua sind denn dia Vizefeldwebel do?“

---

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen. Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.